

Frühgriechische Denkwelten – Aufbruch und Ausblick

Im Jahr 1769 kündigt JOHANN GOTTFRIED HERDER seine Stellung als Kollaborator an der Rigaer Domschule und bricht zu einer Reise auf, die ihn über Kopenhagen, Nantes, Paris, Brüssel und Amsterdam schließlich nach Hamburg führt. Noch in Frankreich verfasst er ein Reise-Journal¹. Dieses schildert weniger den zurückgelegten äußeren, als den inneren Weg. Reisen bildet den inneren Menschen. Was vom Reisen bleibt, sind äußere Erfahrungen, die sich innen einbilden. Man kann diesen Gedanken auch umkehren: Bildung bedarf des Reisens. Nur so können Menschen ihre Punktualität und Partikularität überschreiten. Ein Gott bräuchte nicht zu reisen. HERDERS Bildungsreise ist von besonderer kulturgeschichtlicher Relevanz², aber auch von exemplarischer Bedeutung für das Reisen schlechthin³.

Man könnte auch das Anliegen, aus dem heraus dieses Buch geschrieben wurde, in die Metapher der „Reise“ kleiden. Auch dabei geht es weniger um eine äußere Zeit- und Ortsveränderung, die uns zu den frühen griechischen Denkern führt, als vielmehr um einen inneren Aneignungsprozess. Eine Art Denkreise, die sich darauf einlässt, einem Anderen, Fremden zu begegnen, um es anzueignen, um es irgendwie einzubilden ins Eigene. Viele haben vor uns diese Reise unternommen. Wichtige Schwerpunkte des Reiseinteresses haben sich bekanntlich im angelsächsischen und deutschsprachigen Raum ausgebildet. Die Reiseliteratur füllt mittlerweile eine beachtliche Bibliothek. Es ist nützlich, sich davon entlang der eigenen Reise inspirieren zu lassen. Aber am Ende geht es vor allem darum, den eigenen Weg zu finden. Dieser Weg soll uns zu THALES und im weiteren Verlauf bis hin zu DEMOKRIT führen. Im historischen Umfeld von DEMOKRIT erfährt das philosophische Denken einen Wandel, der es uns sinnvoll escheinen lässt, an dieser Stelle die Reise zu beenden und zurückzukehren.

Die Reise ins anfängliche philosophische Denken ist deshalb so faszinierend, weil sie uns im Prozess der Aneignung auf die eigenen Anfänge zurückführt. Nirgendwo sonst – scheint mir – sind wir so sehr auf die Gründe zurückgeworfen, auf die alles Denken, auch unser eigenes Denken aufbaut, wie in dieser Rückbesinnung auf die Anfänge. Was unsere eigene Reise motiviert, das hat auch schon die frühen philosophischen Denkreisen veranlasst. Eigentlich hat jede Philosophie dieses Motiv mit im Reisegepäck. Sie tritt ja immer da auf den Plan, wo die Denk-Gründe unsicher werden und wo wir versuchen, einen Anfang zu finden in einem Nichts oder Fast-Nichts, das uns kaum verlässliche Hinweise oder gar Haltepunkte gibt.

Unser eigener Weg soll darin bestehen, das uns überlieferte anfängliche philosophische Denken „nachzudenken“. Wir wollen ihm also nicht vorausdenken. Das wäre der gegenläufige Weg. Dieser bestünde darin, zunächst eigene Vorstellungen zu entwickeln und darein dann das andere Denken einzuordnen. Ein solches Vorausdenken hat durchaus Tradition und prägt im Übrigen ganz wesentlich die Überlieferung der frühgriechischen Philosophie mit. Stattdessen also wollen wir diese Philosophie „nachdenken“. Das ist natürlich

¹ HERDER 1969.

² Vgl. VAN STOCKUM 1960.

³ Vgl. GLAUBITZ 1997.

nur in dem Maße möglich, als wir dieses andere, fremde Denken in unser eigenes Denken nehmen. Dazu müssen wir hinnehmen, dass unser Eigenes unvermeidlich eine Entfremdung durch das Andere erleidet. Andernfalls blieben wir bei uns selbst. In dem Maße nur, in dem wir selbst uns fremd werden, kommen wir im Anderen an. Zugleich aber ist diese Entfremdung durchwirkt und durchbildet von einer Aneignung. Andernfalls bliebe das Fremde ausgeschlossen. Das Fremde erleidet im Zuge der Aneignung eine Art Umbildung ins Eigene. Das ist seine einzige Chance, überhaupt außerhalb seiner selbst vernommen zu werden. In diesem Sinne soll sich unser „Nachdenken“ als ein dialogischer Prozess vollziehen: als ein Versuch, das fremde im eigenen Denken zu artikulieren.

Dabei dürfen wir weder das Fremde überhören noch das Eigene zurücklassen. Es ist, als ob eine fremde Melodie in den Schwingungen und Klangfarben eines eigenen Instruments erklingt. Die Melodie bedarf dieses Instruments, nur so kommt sie ja überhaupt zum Erklingen. Klangfarben und Spielweise nehmen sie dabei auf und bilden sich ihr ein. Zu hören ist auf diese Weise die Melodie immer nur im Medium einer spezifischen Aneignung, die ihr Farben verleiht und die sie auf spezifische Weise ins Spiel bringt. Je lauter sich freilich die instrumentierte Aneignung in den Vordergrund spielte, desto leiser würde alles Fremde, die fremde Melodie. Deshalb muss sich die Aneignung behutsam vorantasten, will sie dieses Fremde nicht übertönen. Sie muss bereit sein, die eigenen Farben und Spielweisen am Fremden mimetisch umzubilden und dabei neue Fügungen und Passungen zu suchen. Sie darf also nicht zu viel Eigenes einbringen.

Deshalb tragen wir in unserem Reisegepäck nichts als einen offenen hermeneutischen Zirkel. HERAKLIT würde wohl von einem gedanklichen Kreisweg sprechen, den dieser Zirkel beschreibt. Ein Weg, der das Eigene immer neu ins Andere einbildet – und umgekehrt. Ein Weg auch, der eigentlich nie zu Ende gehen kann, weil jedes Ende wieder einen neuen Anfang setzt. Dieser Weg wird auf unserer Reise zur frühgriechischen Philosophie in besonderem Maße dadurch erschwert, dass das Andere, Fremde nicht offen zu Tage liegt. Generationen von Forschenden haben sich erfolgreich darum bemüht, diese Schwierigkeiten zu mildern. Beseitigen konnten sie sie nicht. Deshalb ist die philosophische Aneignung im Falle der Frühgriechischen Philosophie in besonderem Maße herausgefordert, die eigenen Töne leise zu stellen, um durch all die Inferenzen der Überlieferung hindurch die Melodie des fremden Denkens in mimetischer Annäherung zu rekonstruieren, besser nachzuspüren. Das Nachdenken ist hier vielleicht weniger, zumindest nicht nur eine intellektuelle, sondern auch oder sogar überwiegend eine ästhetische Herausforderung.

Melodien bilden Gestalten, sie verlaufen nicht beliebig. Deshalb entwickelt man, wenn man sich eingehört hat in eine Melodie, ein Gefühl dafür, wie sie weitergehen muss, auch wenn die Noten lückenhaft sind. Das gleiche Gefühl spürt, wo etwas der Melodie hinzugegeben wurde, was nicht zu ihr passt. Das Gefühl bildet sich im Prozess der Aneignung. So wie ein Maler, der eine Landschaft abbildet, sich diese zunächst nach innen eingebildet haben muss. Erst wenn er selbst diese Landschaft ist, kann er sie malen. Er malt sie dann von innen nach außen. Wollte er sie von außen direkt auf die Leinwand übertragen, gäbe es ein schlechtes Bild. Auf diese Weise kann ein Nachdenken der frühgriechischen Philosophen nur so gelingen, als dass wir uns ihre „Denkmelodien“ zu eigen machen. In dem Maße, in dem sie im Kreisprozess der Aneignung in uns Gestalt gewinnen, können wir behutsam die Lücken überspielen, welche die Überlieferung geschlagen hat. Und wir erkennen, wie die Melodien ineinanderfließen, wie sie sich in Variationen weiterbilden, ja, ganz neue

Wendungen nehmen, dabei aber die alten Motive immer wieder durchklingen lassen. In diesem Sinne können, ja müssen wir das Nachdenken der frühgriechischen Philosophie wohl auch als einen ästhetischen Prozess auffassen.